Zum erſten Adventsſonntag.

Horch, eine helle Stimme klingt, — Durch dunkle Nacht ein Ruf ergeht: — „Wacht auf und ſcheucht den ſchweren Traum! — Hell Jeſu Stern am Himmel ſteht!“

„Der Geiſt, der träg' am Boden ruht, — Erhebe ſich, zum Licht erwacht, — Schon ſtrahlt das neue Lichtgeſtirn, — Das überwand der Sünde Nacht!“

O ſeht, das Lamm wird uns geſandt, — Für uns zu zahlen unſ're Schuld! — So laßt uns weinend zu ihm fleh'n — Um die Erbarmung ſeiner Huld.

Daß, wenn bei ſeiner Wiederkunft — Die Welt erbebt am jüngſten Tag, — Er ſtatt zu ſtrafen unſ're Schuld — Uns ſeine Gnade ſchenken mag!

Der Hageſtolz.

21) Erzählung von Adalbert Stifter.

„Freilich,“ ſagte ſie, führte ihn dieſelbe Treppe hinauf, die er heruntergekommen war und holte den Oheim heraus, welcher ſofort öffnete und den Jüngling hinausließ.

Viktor erkannte nun, daß die Holztreppe der einzige Ausgang ſei und daß man den mit ſolchem Mißtrauen geſchloſſen hatte, obwohl das Ganze ohnehin mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben ſei.

Der Tag verging wie der geſtrige. Viktor kam um zwei Uhr zum Mittageſſen und ging dann wieder fort. Gegen Abend ereignete ſich etwas Ungewöhnliches. Viktor ſah ein Schiff gegen die Inſel kommen und gerade gegen das Waſſerbollenwerk zufahren, das er geſtern entdeckt hatte. Viktor lief eilig die Treppen zum Waſſerhauſe hinab. Das Schiff kam herzu, das Bohlentor wurde von außen mit einem Schlüſſel geöffnet und der alte Chriſtoph fuhr ganz allein in einem Kahne herein. Er hatte Lebensmittel und andere Bedürfniſſe geholt und war deswegen in der Hul und in Attmaning geweſen. Viktor begriff nicht, da er die Ladung ſah, wie der alte Mann dieſe Dinge herbeigeſchafft und über den See gerudert habe. Auch war ihm leid, daß ihm die Abfahrt des alten Dieners nicht bekannt geweſen ſei, weil er ihm einen Brief mitgegeben hätte, der an die Mutter laufen ſollte. Chriſtoph fing an die Dinge auszuladen und die verſchiedenen Fleiſchgattungen mit Hilfe des blödſinnigen Mädchens auf einer Tragbahre in die Eisgrube zu tragen. Viktor ſah hierbei ein ganz niederes eiſernes Türchen an der Hinterſeite des Hauſes öffnen. Als er über die Treppen hinter dem Türchen hinabging, erblickte er im Scheine der Laterne, die man dort angezündet hatte, eine gewaltige Laſt Eiſes, auf der allerlei Vorratsdinge herumlagen und die eine fürchterliche Kälte in dieſem Raume verbreitete. In ſpäter Dämmerung war die Arbeit des Ausladens vollendet.

Der dritte Tag verging wie die erſten zwei. Und es verging der vierte und es verging der fünfte. Drüben ſtand immer die Griſel, rechts und links ſtanden die bläulichen Wände, unten dämmerte der See und mitten leuchtete das Grün der Baumlaſt der Inſel, und in dieſem Grün lag wie ein kleiner grauer Stein das Kloſter mit dem Hauſe. Der Orla ließ manches blaue Stück durch die Baumzweige darauf niederſchimmern.

Viktor war bereits an allen Stellen der Einfaſſungsmauer geweſen, auf allen Bänken des Sandplatzes oder Gartens war er geſeſſen und auf allen Vorgebirgen des Uferſaumes des eingefaßten Platzes war er geſtanden.

Am ſechſten Tage konnte er es nicht mehr ſo aushalten, wie es war und er beſchloß der Sache ein Ende zu machen.

Er kleidete ſich früh morgens ſorgfältiger an, als er es gewöhnlich tat und erſchien ſo bei dem Frühſtücke. Nachdem dasſelbe vorüber war und er ſchon neben dem Oheime in dem Zimmer ſtand, ſagte er: „Oheim, ich wünſchte mit Euch etwas zu reden, wenn Ihr nämlich Zeit habt, mich anzuhören.“

„Rede“, ſagte der Oheim.

„Im möchte Euch die Bitte vortragen, mir in Gefälligkeit den Grund zu eröffnen, weshalb ich auf dieſe Inſel kommen mußte, wenn Ihr nämlich einen beſonderen Grund hattet; denn ich werde morgen meine Abreiſe wieder antreten.“

„Die Zeit bis zur Uebernahme deines Amtes dauert ja noch über ſechs Wochen,“ antwortete der Oheim.

„Nicht mehr ſo lange, Oheim“, ſagte Viktor, „nur noch fünfunddreißig Tage. Ich möchte aber noch einige Zeit, bevor ich in das Amt trete, in meinem zukünftigen Aufenthaltsorte zubringen und möchte deshalb morgen abreiſen.“

„Ich entlaſſe dich aber nicht.“

„Wenn ich Euch darum bitte und wenn ich Euch erſuche, mich morgen oder, wie es Euch gefällig iſt, übermorgen in die Hul hinüberführen zu laſſen, ſo werdet Ihr mich entlaſſen“, ſagte Viktor beſtimmt.

„Ich entlaſſe dich erſt an dem Tage, an dem du notwendig abreiſen mußt, um zu rechter Zeit bei deinem Amte eintreffen zu können“, erwiderte hierauf der Oheim.

„Das könnt Ihr ja nicht“, ſagte Viktor.

„Ich kann es wohl,“ antwortete der Oheim; „denn die ganze Beſitzung iſt mit einer ſtarken Mauer umfangen, die noch von den Mönchen herrührt, die Mauer hat das Eiſengitter zum Ausgange, das niemand anderer als ich zu öffnen verſteht, und der See, welcher die fernere Grenze macht, hat ein ſo ſteiles Felſenufer, daß niemand zu dem Waſſer hinunterkommen kann.“

Viktor, der von Kindheit an nie die kleinſte Ungerechtigkeit hatte dulden können, und der offenbar das Wort „können“ im ſittlichen Sinne genommen hatte, wie es ſein Oheim im ſtofflichen nahm, wurde bei den letzteren Worten im ganzen Angeſichte mit der tiefſten Röte des Unwillens übergoſſen und ſagte: „So bin ich ja ein Gefangener?“

„Wenn du es ſo nennſt und meine Anſtalten es ſo fügen, ſo biſt du einer,“ entgegnete der Oheim.

Viktors Lippen bebten nun, er konnte vor Erregung kein Wort ſagen — dann aber rief er doch zu dem Oheime: „Nein, Oheim, das können Eure Anſtalten nicht fügen, was Ihr beliebig wollt; denn ich gehe an das Felſenufer hinvor und ſtürze mich gegen den See hinunter, daß ſich mein Körper zerſchmettert.“

„Tue das, wenn du die Schwäche beſitzeſt“, ſagte der Oheim.

Nun konnte Viktor in der Tat keine Silbe mehr hervorbringen — er ſchwieg eine Weile und es ſtiegen in ihm Gedanken auf, daß er ſich an der Härte dieſes abſcheulichen Mannes rächen werde. Auf der andern Seite ſchämte er ſich auch ſeiner kindiſchen Drohung und erkannte, daß ſich ſelber zu verletzen kein weſentlicher Widerſtand gegen den Mann wäre. Er beſchloß daher, ihn durch Duldung auszutrotzen. Darum ſagte er endlich: „Und wenn der Tag gekommen iſt, den Ihr genannt habt, laſſet Ihr mich dann in die Hul hinüberführen“

„Ich laſſe dich dann in die Hul hinüberführen,“ antwortete der Oheim.

„Gut, ſo bleibe ich bis dahin,“ entgegnete Viktor; „aber das ſage ich Euch, Oheim, daß von nun an alle Bande zwiſchen uns zerſchnitten ſind und daß wir nicht mehr in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen können.“

„Gut,“ antwortete der Oheim.

Viktor ſetzte noch im Zimmer ſein Barett auf das Haupt, zerrte den Spitz, den er bei ſich hatte, an der Schnur hinter ſich her und ging zur Türe hinaus.

Der Jüngling betrachtete ſich nun von jeder Rückſicht, die er ſonſt gegen den Oheim beobachten zu müſſen geglaubt hatte, frei und beſchloß fortan jede Handlungsweiſe ſich zu erlauben, die ihm nicht von ſeinem Sittlichkeitsgefühle verboten, oder von den Grenzen der offenbaren Gewalt unmöglich gemacht worden wäre.

Er ging von dem Oheime in ſein Zimmer und ſchrieb dort über zwei Stunden. Dann ging er ins Freie. An der Treppentür war von innen und von außen ein Ring, der als Klöppel diente. Wollte Viktor von nun an entweder hinein oder hinaus, ſo ging er nicht mehr, wie bisher, zu dem Oheime, daß er ihm öffne, ſondern er ſtellte ſich an die Tür und ſchlug mit dem Klöppel gegen dieſelbe. Auf dieſes Zeichen kam der Oheim allemal, wenn er in ſeinem Zimmer war, heraus und öffnete. War er ſelber im Freien, ſo ſtand die Tür ohnehin offen. Bei dem Mittagsmahle des erſten Tages redete Viktor nichts, der Oheim fragte ihn auch nichts, und als das Eſſen vorüber war, ſtanden beide auf und Viktor ging ſogleich fort. Auf dieſelbe Weiſe war das Abendmahl.

Viktor ging nun daran, alle Teile des eingeſchloſſenen Raumes zu durchforſchen. Er drang in die Gebüſche, welche hinter dem Hauſe ſtanden, er ging von Baum zu Baum und ſah jeden an und unterſuchte ihn um ſeine Eigenſchaften und um ſeine Geſtalt. Einmal drang er durch alle Gebüſche und Schlinggewächſe, welche an der Innenſeite der Einſchlußmauer des Beſitztumes waren, längs der ganzen Mauer dahin. Sie war, wie dumpfig und morſch ſie auch an vielen Stellen von den unſäglichen Gewächſen, die an ihr wuchſen, war, dennoch überall ganz genug und feſt genug. In dem Hauſe, in welchem er mit dem Oheime wohnte, durchſuchte er alles Treppe auf Treppe ab, Gang aus Gang ein; aber es war bei dieſen Unterſuchungen nicht viel zu finden. Ueberall, wo ſich eine Tür oder ein Tor zeigte, waren die Schlöſſer gut verſperrt, zum Teile ſtanden große ſchwere Käſten davor, in denen einſt Getreide oder dergleichen geweſen ſein mochte und hinderten auf ewig das Oeffnen, wie ja auch die meiſten Fenſter der Gänge, wie Viktor gleich am erſten Tage bemerkt hatte, bis auf einen kleinen Teil, durch den das Licht kam, mit Brettern verſchlagen waren. Außer den Gängen, die zwiſchen dem Speiſezimmer und ſeinen zwei Wohnzimmer liefen, und außer der Treppe, über welche er in die Küche hinab gelangen konnte — welche zwei Dinge er ohnehin ſchon lange kannte — entdeckte er im Hauſe ſeines Oheims nichts, als etwa die Treppe, welche einſt abwärts zu dem Ausgange geführt hatte, nun aber an einem Tor endete, das niedrig, verſchloſſen und mit Roſt bedeckt war.

Was Viktor am meiſten reizte, war das alte Kloſter. Er ging an allen Seiten des grauen einſamen Viereckes herum und eines Tages, da er in dem verfallenen Kloſtergarten war, von dem man die Türme ſehen konnte, gelang es ihm, über eine niedere Quermauer, aus welcher er mehrere Ziegel herausbrechen konnte, in einen Zwinger zu ſteigen und aus demſelben in innere, nicht verſchloſſene Räume zu kommen. Er wanderte durch einen Gang, wo die alten Aebte aus- und eingegangen waren, abgebildet waren, aus ſchwarzen Bildern niederſahen und blutrote Namen und Jahreszeiten zu ihren Füßen hatten. In die Kirche gelangte er und ſtand an den von Gold und Silber entblößten Altären — dann war er über manche von ewigem Treten zerſchleifte Steinſchwelle in zufällig offenſtehende Zellen gekommen, in den es nun hallte und wo dumpfe Luft ſtand. Zuletzt war er in die Türme geſtiegen und hatte die ruhigen verſtaubten Glocken hängen geſehen. Als er wieder über die Quermauer in den Obſtgarten hinausgeklettert war, löſte er den Spitz, den er an einem Strunke angebunden hatte, und der indeſſen ſtille dageſeſſen war, wieder los und ging mit ihm fort.

Brockenſammlung.

Annahmeſtelle Kloſter Marienberg:

Theologenpfennig.

Ungenannt 5 M.

Diaſpora.

Ungenannt 5 M.
Aus Neuß 6 M in Silbermünzen.

Bonifatiusverein.

Aus Kaarſt 5 Mark für den Bonifatiusverein.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

R. Brend'amour & Co

St. Quirinus-Blatt
Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung
Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 48. Sonntag, 29. November. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 29. November: Saturninus.
Montag, den 30. November: Andreas.
Dienstag, den 1. Dezember: Eligius.
Mittwoch, den 2. Dezember: Bibiana.
Donnerstag, den 3. Dezember: Franz Xav.
Freitag, den 4. Dezember: Barbara.
Samstag, den 5. Dezember: Sabbas.

Sonntagsleſung.

Mit dem heutigen Sonntage beginnt die Vorbereitungszeit auf das hl. Weihnachtsfeſt, der Advent. Wohl keine Zeit iſt ſo reich an Leben und poetiſcher Schönheit, wie der Advent. Bald freut ſich die Kirche, wie ein Kind, bald fleht ſie mit der Sehnſucht der Braut, bald ſteht ſie in tiefer Ergriffenheit vor der Herrlichkeit der kommenden Heilszeit. Iſaias, der Evangeliſt des alten Bundes, gibt den Prieſtern ihre Leſungen im Brevier. Neben dieſen Heilspropheten finden vor allem zwei Heiligengeſtalten, die dem Adventsleben der Kirche ihr Gepräge aufdrücken, die männlich herbe des Täufers und die zartanmutige der Jungfrau. Im Geiſte weltentſagender Bußſtrenge führt uns Johannes durch Wort und Beiſpiel zu Chriſtus hin, und die Mutter trägt in ſtiller Anbetung und Beſchaulichkeit das göttliche Kind unter ihrem Herzen auf einſamen Pfaden durch den Advent. Da werden wir denn auch heute in der hl. Meſſe ſo ſchön gemahnt, vertrauensvoll unſer Gemüt zu Gott, unſerem Vater zu erheben, deſſen Kinder wir ſind und auch mit heiliger Sehnſucht zu ſingen: „Tauet Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab.“

Heiligung der täglichen Werke.

XLVIII.

Der Verein der heiligen Familie.

„Worin, fragten Sie mich geſtern Abend, liebe Frau Schwägerin, ſollen denn die chriſtlichen Familien die hl. Familie von Nazareth ſich zum Vorbild nehmen?“ begann der Paſtor am folgenden Tage die Unterhaltung. „Darauf könnte ich antworten: In all den Tugenden, welche überhaupt eine fromme chriſtliche Familie zieren ſollen, denn in allen hat die hl. Familie ein leuchtendes Beiſpiel gegeben: in Friede, Frömmigkeit, Gebet, Arbeitſamkeit, Geduld, Gottergebenheit und noch in ſo vielem Anderm. Aber da dies alles Punkte ſind, die eigentlich nicht dem Familienleben als ſolchem eigentümlich ſind, ſondern von jedem Einzelnen müſſen beobachtet werden, ſo greife ich lieber zu der Darlegung derjenigen Tugend, die das Familienleben in Nazareth beſonders charakteriſiert.“

„Was ſoll das ſein? Herr Paſtor, da bin ich doch geſpannt.“

„Nun, Frau Notar, das ſollten Sie eigentlich als fromme Chriſtin, die auch wohl zuweilen in geiſtlichen Büchern lieſt, ſelbſt herausfinden. Wenn man nämlich das Leben der heiligen Familie in Nazareth in ſeiner Eigentümlichkeit bezeichnen will, ſo ſpricht man von dem verborgenen im Gegenſatz zu dem öffentlichen Leben Jeſu. Und dies Leben war wirklich ſo ſtill und verborgen, daß, ſeitdem bei dem 12jährigen Jeſu im Tempel zu Jeruſalem zum Staunen der Schriftgelehrten ſein ihm innewohnendes göttliches Wiſſen herausgeblitzt war, nun er 18 Jahre in der ſtillen Häuslichkeit von Nazareth verkehrt, ohne daß die hl. Evangeliſten auch eine andere Erwähnung von dieſer langen Zeit tun, als daß der hl. Lucas berichtet: „Daß er zugenommen wie an Alter, ſo an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menſchen.“

Die ſtille Häuslichkeit der hl. Familie zu Nazareth, das möchte ich darum auch als den beſonders wichtigen Punkt bezeichnen, worin die chriſtlichen Familien ſich dieſelbe zum Vorbild machen ſollen.“

„Da ſagen Sie mir was Angenehmes“, unterbrach die Frau Notar, „aber ich muß bitten, nicht eher fortzufahren, bis ich meinen Mann hereingerufen, der muß das auch hören, denn wenn man die Männer davon überzeugen könnte, was die Häuslichkeit wert iſt, dann ſtänd's in vielen Dingen beſſer.“

„Gut“, ſagte der Herr Paſtor, „aber Ihr Frauen könnt die Belehrung auch gebrauchen, denn viele von Euch ſind auch keine Hausfrauen mehr, ſondern echte Ausfrauen, welche die ſtille Häuslichkeit lieber ihre Dienſtboten und Kindermädchen, die leider heute auch nichts mehr davon wiſſen wollen, pflegen laſſen und ſelber draußen in bunter Geſellſchaft und auf Tee- und Kaffee-Viſiten ſich am gemütlichſten fühlen.

In der Stille“, ſo begann der Herr Paſtor, „gedeiht das Gute und Edle. Im Geräuſche der Welt wird nicht die Tugend gepflegt und nicht auf dem unruhigen Markte holt der Jüngling ſich ſeine Wiſſenſchaft. Die Tugend bedarf der ſtillen Betrachtung und der Zurückgezogenheit von der Welt, und die Wiſſenſchaft hat die tiefe Einſamkeit, das ruhige Zimmer, die vom Lärm ungeſtörte Nacht nötig, ſoll ſie gedeihen. Aehnlich kann man von der Familie ſagen, daß ihr Glück und ihr Frieden nur gedeiht, wenn ſie die ſtille Häuslichkeit liebt.“

„Aber, Herr Paſtor, wie lieb mir ſelbſt dieſe Häuslichkeit iſt, ſcheint es denn doch nicht im Leben der Familie eine zu unbedeutende Sache zu ſein, als daß man gerade Glück und Friede davon abhängig machen darf.“

„Laſſen Sie mich Ihnen die Gründe auseinanderſetzen, Frau Notar, und ich hoffe, Sie gewinnen dann eine ganz andere Ueberzeugung, und da ſage ich denn zu allererſt:

Die ſtille Häuslichkeit iſt zunächſt ein feſtes Bollwerk gegen das Böſe, gegen die Sünde, und wenn das, dann auch die beſte Bewahrerin des Friedens und des Glückes. Denn das tötliche Gift, welches die Familie verdirbt, das fließt immer aus der Sünde und der Leidenſchaft. Welches Elend bringt z. B. die Trunkſucht, wie viel Schmerz und Wehe die Vergnügungsſucht ins Haus, der Zorn, die Unſittlichkeit? Ach, wie viele Familien könnten liebe, traute Stätten des ſchönſten Glückes ſein, hätte man aus ihnen die Sünde ferngehalten.“

„Aber kann denn die ſtille Häuslichkeit die Sünde verhindern, Herr Paſtor?“ „Ganz gewiß, denn wo die Häuslichkeit fehlt und in der Familie eine zu große Ausgegoſſenheit in die Zerſtreuungen des Lebens und ein unerſättlicher Hang zu den Vergnügungen draußen in der Welt ſich findet, da wird der Sünde Tür und Tor geöffnet. Zunächſt ſucht man und gewöhnt man ſich nur an ſolches, was leicht und angenehm iſt, man verweichlicht und ſchreckt vor allem zurück, was Anſtrengung und Kampf verlangt. Nun kann aber kein Menſch und wäre er auch ein halber Heiliger, vor der Sünde ſich bewahren und Herr über ſeine Leidenſchaften werden, wenn er nicht zu ernſtem und beharrlichem Kampfe und zu Opfern bereit iſt; dazu machen ſich aber die Familienmitglieder unfähig, welche das häusliche Stilleben preisgeben und ganz in den Strudel weltlicher Freuden untertauchen. Und noch mehr.

Was bringen denn die Angehörigen einer Familie, welche die Häuslichkeit nicht pflegen, ſondern immer nur draußen ihre

Erholung ſuchen, aus all dieſem Treiben mit nach Hauſe? Sehr gewöhnlich Lebensanſchauungen, Grundſätze und Gewohnheiten, die dem Böſen in der mannigfachſten Geſtalt den Eingang in die Familie erleichtern und vorbereiten. Man beſucht das Theater, die Bälle, die Tanzböden, die Wirtslokale und all die Gelegenheiten, wo Spiel und Luſt ſich breit machen. Was man aber dort ſieht, iſt oft nur zu ſehr dazu angetan, die Sinnlichkeit zu erregen; man hört Grundſätze ausſprechen, die im Herzen den religiöſen und ſittlichen Halt erſchüttern, Grundſätze, die dem chriſtlichen Glauben und Leben ſchnurſtracks entgegen oder doch wenigſtens nicht mit ihm in Einklang zu bringen ſind. Man kommt vielleicht zuſammen mit glaubensloſen Menſchen, die nur Spott und Hohn haben für unſere hl. Religion, die nicht bloß für ihre Perſon Gott den Dienſt verſagen, ſondern in teufliſcher Bosheit auch andere Gott und der Kirche untreu zu machen ſuchen. Man ſchließt draußen leicht Freundſchaften, die mit der Zeit ſich als äußerſt verderblich erweiſen. Und da ſoll es uns Wunder nehmen, wenn dann die einzelnen Familien verdorben werden und die Sünde ihren Einzug in dieſelbe hält?"

„Sie haben ganz recht, Herr Paſtor, gerade wie Sie ſagen, geht es auch vielfach in dem Verkehr mit der Welt."

„Ich freue mich, liebe Schwägerin, daß Sie mir jetzt ſchon beipflichten und die Gefahr der Familie erkennen, welche die ſtille Häuslichkeit verläßt und den Weltfreuden und Zerſtreuungen da draußen ſich in die Arme wirft.

Sind denn nicht tatſächlich, wenn wir die tägliche Erfahrung fragen, auf dieſe Weiſe viele Männer, Väter, die ſonſt vortreffliche Eigenſchaften und ein gutes Herz beſaßen, leichtſinnig geworden und ihren ernſten Pflichten zum großen Nachteile der Familie nicht mehr treu nachgekommen?

Sind nicht ſelbſt manche Frauen, die ſonſt ihren Mann und ihre ganze Familie hätten beglücken können, durch die zu große Zerſtreuungsſucht flatterhaft und unfähig geworden, ihrem erhabenen, wichtigen Berufe gewiſſenhaft zu entſprechen?

Gott ſei es geklagt, nachdem die Frauen angefangen haben, mit ins Wirtshaus zu gehen, wie viele unglückliche Weiber haben ſeitdem auf der Bierbank jenen ſogenannten Freund kennen gelernt, der in wenigen Monden Elend und Jammer und Schmach ohne Maß in die vor kurzem noch ſo glückliche Familie getragen und aus dem Paradies des chriſtlichen Hauſes eine Hölle gemacht hat?"

„O, Herr Paſtor," unterbrach ihn die Frau Notar, „wie wahr ſchildern Sie doch das Leben, wären doch nur viele aus uns Frauen hier, die dieſe Ihre Belehrung hörten und ſie ſich zu Herzen nähmen?"

„Und ſind nicht zu oft, liebe Schwägerin, die Kinder einer Familie, in denen man keine ſtille Häuslichkeit kennt, früh mit der Sünde, ja mit großen Laſtern bekannt geworden und haben ſchon, da ſie kaum den Schuljahren entwachſen waren, ein Leben begonnen, das nur eine fortgeſetzte Kette von Sünde und Torheiten aller Art iſt?

Sind nicht endlich durch Mangel an chriſtlicher Häuslichkeit in den Familien vielfach unſere Dienſtboten gänzlich ausgeartet? Man hat ſie nicht mehr als Angehörige des Hauſes betrachtet; man hat ſie vielfach von dem pflichtmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes abgehalten; man hat ihnen, wenn ſie ihre Arbeit getan, volle Freiheit gelaſſen. Sie konnten leſen, was ſie wollten, ſie konnten hingehen, wohin ſie wollten, wiederkommen, wann ſie wollten, man kümmerte ſich nicht darum; wenn ſie nur am Morgen wieder zur beſtimmten Zeit an ihrer Arbeit waren. So waren dieſe armen jungen Geſchöpfe großen Gefahren ausgeſetzt und haben im Laufe der Jahre ihren chriſtlichen Sinn, die Reinheit der Sitten und damit auch meiſtens die Willigkeit und Treue in ihrem mühevollen Berufe eingebüßt. Und damit hat man ein wahres Verbrechen an dieſen armen Mädchen begangen. Zu Hauſe von ſo frommen Eltern erzogen und in ſolcher Zucht gehalten, daß ſie kein ungezogenes Wort zu hören bekamen, ſind ſie jetzt oft nicht einmal von den unflätigen Witzen der Hausbewohner ſelbſt verſchont und wird ihnen nicht ſelten nachgeſtellt, als wenn ſie für die paar Groſchen Lohn nicht bloß ihre Hände Arbeit, ſondern ihre Unſchuld und Reinheit, das ſchönſte und beſte, was die armen Kinder beſitzen, verdungen hätten, an Menſchen, die nicht wert ſind, den Namen von Menſchen, geſchweige von Chriſten zu tragen."

„Sie reden ſich in einen heiligen Eifer hinein, Herr Paſtor, aber Unrecht kann ich Ihnen nicht geben, es iſt leider vielfach ſo."

„Nun ſehen Sie, liebe Schwägerin, demgegenüber iſt die ruhige, ſtille Häuslichkeit ein ſehr gutes Mittel, die Familienmitglieder vor ſolchen ſittlichen Ausſchweifungen und damit vor tiefem Elend zu bewahren. Wenn die Eltern ganz für die Familie leben, wenn überhaupt die Familie ein feſtes, geſchloſſenes Ganze iſt, dann treten viel weniger Verſuchungen an eine ſolche Familie heran; die Glieder derſelben hören weniger irreligiöſe Grundſätze, die wie tötliches Gift auf Geiſt und Herz einwirken; ſie ſehen weniger die böſen Beiſpiele der Welt, die eine wahrhaft erſchreckende Macht auf den Menſchen ausüben. Die Angehörigen einer ſolchen Familie werden wohl nie eine große Frechheit in der Sünde erlangen. Oft iſt noch im ſpäteren Leben, wenn die Kinder ſchon lange draußen in der Fremde weilen, die Erinnerung an das glückliche Leben in dem ſtillen Elternhauſe für ſie ein mächtiger Schutz gegen das Böſe und bewahrt ſie vor großen Verirrungen."

Der Frau Notar war unter der eindringlichen Rede ihres geiſtlichen Verwandten das Herz warm geworden und ein paar Tränen, die ihr über die Wangen rollten, waren die ſtumme, aber beredte Beſtätigung, daß ihre Empfindung und Erfahrung mit dieſer Auseinanderſetzung übereinſtimmte. Nur wollte ſie noch wiſſen, worin denn die ſtille Häuslichkeit der hl. Familie zu Nazareth, die ja das Vorbild ſein ſollte, ſich zeigte.

„Ich ſagte Ihnen ſchon vorher, liebe Schwägerin, daß die hl. Schrift uns von dieſem ſtillen Leben in Nazareth ausdrücklich nichts berichtet, und das iſt wohl der beſte Beweis, wie wirklich ſtill und ruhig und ungekannt es vor den Augen der Welt in friedlicher Häuslichkeit muß verfloſſen ſein. Und doch meine ich, liegt in den Worten des Evangeliums, das uns die letzte Geſchichte aus der Kindheit Jeſu erzählt, noch eine tiefſinnige Bedeutung. Als der zwölfjährige Jeſus im Tempel zu Jeruſalem zu Maria ſprach: „Warum habt ihr mich geſucht, wußtet ihr nicht, daß ich in dem ſein muß, was meines Vaters iſt?" da fügt der Evangeliſt hinzu: „Maria aber bewahrte alle dieſe Worte in ihrem Herzen. Wäre Maria von den Frauen der heutigen Welt geweſen, die nichts verſchweigen können, die draußen in der Welt all die kleinen Dinge, Angenehmes und Unangenehmes, was ihnen mit dem Manne, den Kindern, den Dienſtboten begegnet, erzählen müſſen, wie hätte ſie es dann über ſich gebracht, von dem glänzenden Talente, den Lehrgaben ihres Kindes, deren Zeuge ſie im Tempel geweſen, zu ſchweigen? Das hätte ja doch die beſte Mutter erzählt: Aber nein, ſie bewahrte alle dieſe Worte in ihrem Herzen. Und was ſteht von Jeſus geſchrieben? Er nahm zu wie an Alter, ſo an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menſchen. Da heißt es nicht: Er holte ſich Weisheit und Liebenswürdigkeit und ein alle entzückendes Betragen da draußen in der Welt, in deren Verkehr heute Vater und Mutter die Kinder führen, damit, wie ſie meinen, ſie dort ein feines Benehmen erlernen; nein, wie der Knabe Jeſu heranwuchs aus ſich ſelbſt, ſo ſtrahlte auch aus ihm und aus der ſtillen Häuslichkeit von Nazareth ſeine Weisheit und Liebenswürdigkeit zu immer größerem Erſtaunen Aller in die Welt hinaus. Das ſtille Häuschen von Nazareth war die heilige Stätte, wo ſich das alles in heiliger Ruhe entfaltete."

„Wie ſchön, lieber Herr Paſtor, können Sie das doch alles einem auseinanderſetzen, o ja, jetzt begreife ich immer mehr und mehr, wie wertvoll die Verehrung der hl. Familie von Nazareth für die chriſtlichen Familien iſt und welch herrliches Vorbild in ihr uns gegeben iſt."

Vielleicht es iſt der letzte Tag.

Vielleicht es iſt der letzte Tag, — An dem du heut' erwacht, — Drum nimm noch jeden Stundenſchlag — Der flücht'gen Zeit in acht.

Vielleicht es iſt die letzte Pflicht, — Die deine Hand noch tut. — Drum flink ans Werk und ſäume nicht, — Gut End' macht alles gut.

Vielleicht die letzte Kreuzeslaſt — Liegt heut' auf deiner Bahn, — Drum friſch noch einmal angefaßt, — Bald bricht der Sabbat an.

Vielleicht der letzte Freudentrank — Iſt heute dir beſchert, — Greif herzhaft zu und nimm mit Dank — Was Gott dir Guts gewährt.

Vielleicht es iſt das letzte Wort, — Das heut' dein Mund noch ſprach; — Mach's freundlich — wenn du lange fort, — So klingt's noch lieblich nach.

Vielleicht es iſt der letzte Tag, — Zu dem du heut' erwacht; — Drum nimm noch jeden Stundenſchlag — Der flücht'gen Zeit in acht!

Zum Beginn des neuen Kirchenjahres.

Mit dem heutigen erſten Adventsſonntage beginnt das neue Kirchenjahr. Es iſt ein wunderbares Gebilde voll Ebenmaß und Harmonie, voll Leben und Wärme, voll Wahrheit und Gnade. In ihm pulſiert das Leben der Kirche, in ihm werden alle Geheimniſſe unſerer Erlöſung wieder lebendig. In ſeinen Feſten finden des Chriſten Glaube und Hoffnung, Freude und Trauer, Sehnſucht und Verlangen den lebendigſten Ausdruck.

Wenn die liturgiſche Bewegung, von der heute ſo viel, vielleicht hie und da zu viel geſprochen und erwartet wird, ein Verdienſt hat, dann iſt es das, die Frömmigkeit der Gläubigen wieder inniger an das Kirchenjahr, beſonders auch an die hl. Meſſe, in der der Gedanke der kirchlichen Zeiten am ſchönſten zum Ausdruck kommt, angeſchloſſen zu haben.

Schade, daß man auch heute noch viel zu wenig Verſtändnis dafür gerade unter denjenigen findet, bei denen man es am erſten erwarten ſollte. Ein Glück, daß wir noch die Lieder haben: „Tauet Himmel den Gerechten", „Heiligſte Nacht", „Das Grab iſt leer", „Erfreut euch liebe Seelen", „Maria zu lieben", die uns immer wieder an die kirchlichen Zeiten und Feſte erinnern, ſonſt gingen viele Leute, wie gewohnt, allſonntäglich zur hl.

Meſſe, und das Kirchenjahr zöge ſpurlos an ihnen vorüber. Eine Ausnahme machte nur die Weihnachtszeit, wo der Krippenbau und die häuslichen Beſcherungen am Chriſtbaum das Feſt ja in ein beſonderes Licht ſtellen.

Die Frömmigkeit iſt leider heute gerade wie die Mode immer auf neues bedacht. Und wie der Wechſel der Mode es mit ſich bringt, daß die Stoffe wertloſer werden, und durchlöcherte Strümpfe als ſchön gelten, ſo werden auch der katholiſchen Frömmigkeit immer nue Surrogate geboten, die nur den äußeren Schein der Frömmigkeit, im übrigen aber nur zu oft der Sentimentalität, dem Egoismus, ja nicht ſelten dem Aberglauben Vorſchub leiſten. Wir ſagen gewiß nichts gegen hl. Weihen, z. B. des chriſtlichen Hauſes an die hl. Familie, oder an das göttliche Herz Jeſu. Aber wenn man von der Vollziehung einer ſolchen religiöſen Spezialität, zu deren Beförderung ſogar Generalſekretariate — wie modern — eingerichtet werden, faſt das Heil der Welt abhängig macht, ſo ſind das einſeitige Uebertreibungen. Jeden Augenblick findet man in irgend einem Hauſe oder einer Buchhandlung, die nahe bei einem Kloſter liegt, wo viele fromme Leute verkehren, neue Roſenkränzlein, neue Gebetszettel mit allerhand Verheißungen, die, ſo wird auf dem Zettel behauptet, der göttliche Heiland oder die Muttergottes irgend einer Ordensfrau oder einer anderen frommen Perſon, der er erſchienen ſei, gemacht haben ſoll.

Und prüft man ſolche Sachen theologiſch und nach der Vernunft, dann ſtößt man leider vielfach auf Kindereien, Albernheiten, ja manchmal geradezu auf abergläubiſche Dinge, daß man nicht begreift, wie ein vorſichtiger und einſichtsvoller Zenſor ſolche Dinge hat durchgehen und in den Buchhandel hat kommen laſſen.

Alles iſt da eingeſtellt auf einen religiöſen Egoismus, der immer was haben und kriegen, aber nichts ertragen und leiden will.

Meiſt kommen uns ſolche Dinge aus Frankreich und Italien zu; und wenn man gewiß auch jedem Volke, je nach ſeiner Anlage, auch ſeine Frömmigkeitsformen laſſen will, wir ſollten ſie nicht, wenn ſie der Unwiſſenheit und der Leichtgläubigkeit entſtammen, nicht ohne weiteres importieren.

Gebe Gott, daß die Zeiten bald vorüber ſind, wo der Sentimentalismus bei vielen die Frömmigkeit beherrſcht, wo die frommen Leute nicht aufhören, an den ſüßen Aeußerlichkeiten zu hängen und ſich durch dieſen äußeren Schein die innere Leere derart verdecken zu laſſen, daß ſie von der Frömmigkeit nur mehr den Schein derſelben bewahren, ihre Kraft aber weggeworfen haben.

Das wird um ſo eher geſchehen, je bälder das katholiſche Volk nicht mehr aus dieſen Ziſternen, die kein Waſſer halten, in ſeinen Gebetsübungen ſchöpft, vielmehr ſich wieder lagert an den immer grünen Auen des Kirchenjahres, und aus den lauteren Quellen des Gebetes trinkt, wie ſie durch das Kirchenjahr mit ſeinen Feſten und Zeiten fließen.

Da iſt nun ein Buch erſchienen: „Die betende Kirche", von den Benediktinern herausgegeben, das den Zweck verfolgt und ihm in einer ausgezeichneten Weiſe Rechnung trägt, einen tieferen Einblick und ein weites, alle Gebiete umfaſſendes Verſtändnis für das Gebetsleben der Kirche zu erſchließen. Wer einer Familie zu Weihnachten ein ſchönes, auch im Aeußeren geſchmackvolles Hausbuch oder Kloſterſchweſtern eine nützliche Lektüre zu Weihnachten ſchenken will, der möge dieſes Buch wählen. Wenn er auch einige Mark anlegen muß, er hat dann eben auch etwas Wertvolles verehrt und iſt des Dankes der Beſchenkten in hohem Grade gewiß.

Feierſtunde.

Zu Rüſte ging der heiße Tag — Und Frieden ſtellt ſich ein — Von ferne nur der Uhren Schlag — Dringt in mein Kämmerlein. — Wie weihevoll iſt dieſe Zeit — Wo's Herz ſich ſelbſt gehört. — Mit ſeinem Glück, mit ſeinem Leid — Allein und ungeſtört — Wo ſich der Menſch wird ſtill bewußt — Daß er vergebens lebt — Wenn nicht der Glaub' in ſeiner Bruſt — Ihn über Sterne hebt.

Caritative Tätigkeit im Rheinland.

Der rührige Caritasverband in Freiburg hat vor kurzem eine Schrift herausgegeben: „Die Entwicklung der Caritas während des 19. Jahrhunderts im Rheinland." Es iſt eine ſehr ſchätzenswerte Gabe zur Jahrhundertfeier, ein Ruhmesblatt für die katholiſche Liebestätigkeit, vor deren großartiger, vielſeitiger und ausgedehnter Tätigkeit jeder den Hut abnehmen muß. Der Löwenanteil fällt natürlich hier den Ordensgenoſſenſchaften zu und da iſt die Aufſtellung lehrreich und intereſſant, wie viele dieſer Genoſſenſchaften und mit wie vielen Kräften dieſelben caritativ tätig ſind. Wir entnehmen dem ſchönen Büchlein das folgende:

Die ſtarken Pfeiler des caritativen Baues ſind die katholiſchen Ordensgenoſſenſchaften. Es ſind die Zentralen der motoriſchen Kräfte katholiſcher freier Liebestätigkeit. Hierbei müſſen wir zwei Gruppen unterſcheiden: Mutterhäuſer, die im Rheiland ſelbſt gelegen ſind, und Mutterhäuſer außerhalb der Rheinlande, die ihre Mitglieder zu caritativer Arbeit ins Rheinland entſenden.

Zur erſteren Gruppe gehören die drei Alexianergenoſſenſchaften mit ihren Mutterhäuſern in Köln-Lindenthal (51 Mitglieder), deren Gründung ſich zwiſchen 1300 und 1500 vollzieht, die barmherziger Brüder von Trier (500 Mitglieder) und die Franziskanerbrüder Waldbreitbach (299 Mitglieder), die aus den Jahren 1852—1862 ſtammen.

Den Alexianern, auch Celliten genannt, entſprechen auf weiblicher Seite die Cellitinnen, die ausſchließlich im Rheinland tätig ſind und dort 6 Mutterhäuſer haben. Die älteſten dieſer Genoſſenſchaften ſind die Kölner: Severinſtraße (1066 Mitglieder), Kupfergaſſe (514 Mitglieder), Antonsgaſſe (145 Mitglieder), deren Gründung zwiſchen 1290 u. 1312 fällt. Um 1400 entſtehen die Aachener Cellitinnen (150 Mitglieder), um 1521 die Dürener (215 Mitglieder), und erſt um 1844 die Cellitinnen von Neuß (534 Mitglieder).

Ausſchließlich rheiniſche Genoſſenſchaften ſind noch die Eliſabetherinnen aus Aachen (217 Mitglieder), die Urſulinen von Düren (42 Mitglieder), die Urſulinen von Kalvarienberg bei Ahrweiler (490 Mitglieder), die Urſulinen aus Düſſeldorf (150 Mitglieder), die Urſulinen aus Herſel bei Bonn (80 Mitglieder) und die Urſulinen aus Geilenkirchen (32 Mitglieder).

Es folgt die lange Reihe der verſchiedenen Franziskanerinnen von Aachen (1520 Mitglieder), von Nonnenwerth (1384 Mitglieder), Mayen (288 Mitglieder) und Waldbreitbach (1259 Mitglieder), deren Gründung ſich durchweg um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollzieht. Ungefähr gleichzeitig ſehen wir die Entſtehung der Eliſabetherinnen Eſſen 1843 (614 Mitglieder) und der Schweſtern vom Armen Kinde Jeſu Aachen-Burtſcheid 1844 (800 Mitglieder), 1859 kommen die Borromäerinnen nach Trier (1253 Mitglieder)- 1850 iſt das Gründungsfeſt der Schweſtern U. L. Frau Mülhauſen bei Düſſeldorf (1062 Mitglieder), 1851 ſiedeln die Töchter vom hl. Kreuz in ihr neugegründetes Provinzialhaus Aſpel bei Rees über (592 Mitglieder), 1857 ſchließen ſich die Schweſtern vom hl. Geiſt in Koblenz zuſammen (547 Mitglieder), 1862 begeht man die Entſtehung des Provinzialhauſes der Schweſtern vom guten Hirten Köln-Melaten (426 Mitglieder), 1863 laſſen ſich die Saleſianerinnen in Moſelweiß nieder (40 Mitglieder); 1865 finden wir den erſten Zweig der Pariſer Vincentinerinnen mit einem ſelbſtändigen Provinzialhaus in Köln-Nippes (684 Mitglieder), 1868 begründen die Dominikanerinnen auf dem Arenberg bei Koblenz ihr Mutterhaus (825 Mitglieder).

Es wallt einem von Freude das katholiſche Herz, wenn man die Zahl dieſer Genoſſenſchaften und die Zahl ihrer Mitglieder an ſich vorüberziehen läßt.

Wenn P. Lacordaire einmal ſagt: „Man kann widerſtehen der Wahrheit, man kann widerſtehen der Gnade, aber niemand widerſteht der Liebe", welch ein Segen geht dann von dieſen Genoſſenſchaften und den Brüdern und Schweſtern aus, die im Geiſte ihrer Ordensſtifter die caritative Tätigkeit bei den Armen, bei den Kranken, bei den Kindern ausüben!

Wenn in letzter Zeit einzelne Ordensgenoſſenſchaften Klage darüber führen müſſen, daß weniger Poſtulanten zum Eintritt ſich melden, ſo wundert uns das nicht. Wie oft haben wir ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß unſerer katholiſchen Mädchenwelt die Innerlichkeit, die religiöſe Tiefe fehlt. Alles iſt ſo oberflächlich in gewiſſen Seelen! So viel Sentimentalität, Weichlichkeit, ja Sinnlichkeit iſt in die Frömmigkeit eingedrungen.

Ja, wenn man manchmal die Frömmigkeitsübungen betrachtet, woran die weiblichen Perſönchen Freude haben, dann erſcheint es einmal als eine Koketterie mit Dingen, ein Spiel mit Andächteleien, worüber man, wenn die Sache nicht ſo ernſt wäre, einfach lachen müßte, es iſt nichts anderes, als der reinſte leere Schein, Quieſelei des Materialismus in der Frömmigkeit.

Und das Traurigſte iſt, daß gerade unter dem euchariſtiſchen Sonnenſchein, der doch in den letzten Jahrzehnten viel heller leuchtet, dieſe Berufe nicht in vermehrter Zahl gedeihen.

Das ſollte auch uns Prieſtern zu denken geben und uns überzeugen, daß die äußere Uebung der öfteren hl. Kommunionen wenig Wert beſitzt, wenn durch ſie nicht die Liebe zu Gott, der Opfermut, die Opferbereitwilligkeit, der Opferſinn und die Opferbegeiſterung geweckt werden.

Wahrlich, der Eintritt in eine caritative Ordensgenoſſenſchaft, ſich in opferfreudiger Hingabe hier den Armen und Kranken zu widmen, das möchten wir als die ſchönſte Frucht der euchariſtiſchen Liebe betrachten!

Ergebung heißt das ſchöne Wort, — Das fromme Seelen ſchmücket, — Die ſtille Höh', wo immerfort — Das Herz zu Jeſu blicket. — Die Tränen, die im Lebenslauf — Geduldig wir bezahlen, — Die fangen Gottes Engel auf — In ihren gold'nen Schalen.